

LITERATURWISSENSCHAFT ALS PROVOKATION

Die anhaltenden Debatten um die Nutzlosigkeit der Literaturwissenschaften haben zu allerlei apologetischen Reaktionen geführt. Es gibt eine ganze Phalanx von Argumenten für ihre gesellschaftliche Relevanz. Manche Verteidiger lassen sich auf den gefährlichen Vergleich mit den Naturwissenschaften ein und pochen auf die Messbarkeit ihrer Ergebnisse, nicht selten in entrüsteter Abkehr von postmodernem ›Beliebigkeitswahn«. Einige wenige wollen, in guter Kantischer Tradition, gerade in der Zweckfreiheit einen Vorzug sehen. Dann gibt es solche, die die Literaturwissenschaften, zumal in ihrer aktuellen Verfassung, für so sinnlos wie tot erklären und ihr keine Träne nachweinen. Von diesen oft zynischen Einwürfen abgesehen, sind die meisten Einlassungen von wenig Selbstbewusstsein und viel Kompromissbereitschaft geprägt.¹ Man will weder Krieg noch Krise, sondern friedlich sein Scherflein zum großen Topf der Kultur beitragen, um sich an der (meistens moralisch gemeinten) Verbesserung der Welt zu beteiligen.

Mit anderen Worten: Die Arena, in der einstmals erbittert gestritten wurde, ist von harmonisch eingestimmten Chören bevölkert, aus denen nur wenige schiefe Stimmen zu vernehmen sind. Literaturwissenschaften wollen nicht (mehr) provozieren. Das ist schon deswegen befremdlich, als sie in ihrer notorischen Zweckferne, so redlich sich auch einige um den Nachweis des Gegenteils bemühen mögen, eine Herausforderung darstellen. Ihre Langsamkeit und Ergebnisoffenheit markieren den Inbegriff der Provokation für eine Gesellschaft, die immer ungeduldiger auf Wissensoptimierung abzielt und sich, nach einer Phase radikaler Verunsicherung, wieder zunehmend sicherer wird, »Wahrheit« und »(begründete) Meinung« voneinander unterscheiden zu können. Der »alte Streit zwischen Philosophie und Dichtung, neu aufgelegt«, könnte man sagen, Platon im Gepäck. Dies ist der Moment für die Literaturwissenschaften, Alarm zu schlagen. Sie müssen laut werden, um sich Aufmerksamkeit zu sichern, und um anschließend mit souveräner Gelassenheit und unter kritischer Selbstbeobachtung zeigen zu können, wie komplex die Phänomene in und außerhalb der Literatur

1 Zur konstruktiven Seite der kritischen Selbstbespiegelung vgl. Ottmar Ette, *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin 2004, S. 12: »Die Literaturwissenschaft ist aus der kritischen Sichtung ihrer Tradition neu zu erfinden«.

sind, und wie selten sie sich in simple Parameter fassen lassen. Und das gilt, leider oder zum Glück, nach wie vor auch für die Wahrheit. Liegt darin eine Provokation?

Was ist Provokation?

Als Klassische Philologin denke ich zunächst an die etymologisch verbürgte Semantik. Das lateinische *provocare* bedeutet »hervorrufen, auffordern, anregen, reizen«, also auch jemanden aus seinem Dornröschenschlaf wecken oder aus seiner Höhle hervorlocken. Es schließt die Aufforderung zum (Wett-)Kampf ein, hat also eine agonistische Facette, die dem wissenschaftlichen Diskurs in die Hände spielt. Das *ius provocationis* ermöglicht die Berufung gegen erlittenes Unrecht. Als Mittel der Streitkultur² steht Provokation für eine Haltung und einen Stil, mithin für Individualität.

Provokationen sollten sachbezogen sein, um ihre Wirkung entfalten zu können. Sie sind also nicht per se mit Polemik oder Invektivik verbunden, können aber auf deren Elemente zurückgreifen. Die Literaturwissenschaften hüten hinreichend provozierende Objekte, Texte also, die allein mit ihren Themen oder auch durch ihre Formate für Aufregung sorgen können, und die sich auch in als weniger restriktiv bekannten Kulturen zunehmend der Kritik oder gar der versuchten Zensur ausgesetzt sehen.³ Hier dürfen die Literaturwissenschaften mit der Verteidigung von Provokationen provozieren: Gegen den Aktionismus der »Cancel Culture« sollten sie besser mit soliden Argumenten und Erfahrungen zu Felde ziehen, anstatt ihr, selbst bloß Kanonenfutter, den Sprengstoff zu liefern. Der Modus des als-ob, die Wahrung der kritischen Distanz zu den Phänomenen und Ereignissen, gehört mit guten Gründen zum methodischen Kernbestand von Literaturwissenschaft. Bei den nachträglichen Korrekturen stehen immerhin so grundlegende Fragen wie die nach dem Allgemeinen und dem Besonderen, mithin der Historizität auf dem Spiel; und wie das literarische Werk selbst mit Roland Barthes als »Zeichen für die Geschichte und zugleich Widerstand gegen sie« aufzufassen ist,⁴ so hat auch die Literaturwissenschaft an historischen Diskursen zwar einordnend und kommentierend teil, kann ihnen aber zugleich

2 Vgl. grundsätzlich Achim Geisenhanslüke, *Textkulturen. Literaturtheorie nach dem Ende der Theorie*, Paderborn 2015, S. 14.

3 Maßgeblich ist, mit Jürgen Brokoff gesprochen, »der kontrafaktische Einspruch, der aufgrund der bloßen Existenz literarischer Texte als Literatur immer schon naheliegt« (J. B., »Einleitung«, in: Ders./Ursula Geitner/Kerstin Stüssel [Hg.]: *Engagement. Konzepte von Gegenwart und Gegenwartsliteratur*, Göttingen 2016, S. 9-18, S. 9).

4 Roland Barthes, *Am Nullpunkt der Literatur*, Frankfurt a. M. 2006, S. 75.

Gegenentwürfe bieten. Diese Entwürfe wären aber nicht über, sondern allenfalls neben einen inkriminierten Text oder seinen Verfasser zu stellen.

Als Praxis steht Provokation in engem Zusammenhang mit Kritik; sie ist schon dadurch konstruktiv, dass sie eine Reaktion – Widerspruch oder auch Zustimmung – herausfordert. Diese Facette macht sie auch zu einem Medium der »Disruption«: Diese kann sowohl zur »Aufstörung des common sense« als auch zu »signifikante[m] Aufschub oder Verweigerung vorschneller Affirmation« beitragen.⁵ Wenn die Disruption eine »Arena der Irritation« bildet, dann ist die Provokation in dieser Arena das rote Tuch, das die Verstörung auslösen kann.

Womit provozieren und wie? Debatten und Kontexte

Auch wenn die Stimmung insgesamt friedlich ist, so gibt es doch ein paar Brandherde. Jüngste Kontroversen um den Sinn und Unsinn von Geisteswissenschaften im Allgemeinen und Literaturwissenschaften im Besonderen kreisen um ihr Selbstverständnis, gerade im Verhältnis zu Philologie, Kulturwissenschaften oder Philosophie; im Rahmen der »Re-Philologisierung« der Literaturwissenschaft wurde von philosophischer wie von kulturwissenschaftlicher Seite schon die selbstbewusste Rückbesinnung auf die Texte als herausfordernd wahrgenommen, soweit sie sich gegen eine Vereinnahmung durch diskursive Interessen verwehrte.⁶ Zwei Beispiele: Werner Hamacher interpretiert, unter Abkehr von rigiden Erkenntnisansprüchen und harmonistischen Horizontverschmelzungen, Philologie als affektives Verhältnis zur Sprache; bei Jürgen Paul Schwindt wird Erkenntnis zu einem intrinsischen Verfahren der Literatur, das er als Philologie bezeichnet.⁷ Auch die literaturwissenschaftlichen Gegenstände standen und stehen im Fokus: Was und wie soll man lesen? Überkommene Kanones werden längst nicht mehr nur von Anhängern der »Postcolonial

5 Definition und Formulierungen von Lars Koch, »Literaturwissenschaft als Disruptionswissenschaft«, vgl. S. 415-430 in diesem Band.

6 Vgl. dazu Luisa Banki/Michael Scheffel (Hg.), *Lektüren – Positionen zeitgenössischer Philologie*, Trier 2017, oder die in mehreren Beiträgen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung dokumentierte Debatte (Melanie Möller: 28. 5. 2018; Claudia Dürr/Andrea Geier/Berit Glenz: 6. 8. 2018; Kai Bremer: 16. 8. 2018; Christian Benne: 9. 9. 2019; dazu die kritische Synopsis von Eva Geulen, »Literaturkolumne. Altes und Neues aus den Literaturwissenschaften«, *Merkur* 07/2020).

7 Werner Hamacher, *Für – die Philologie*, Frankfurt a. M. 2009; Jürgen Paul Schwindt (Hg.), *Was ist eine Philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung*, Frankfurt a. M. 2009, und ders., *Thaumatographia oder Zur Kritik der philologischen Vernunft. Vorspiel: Die Jagd des Aktaion (Ovid, Metamorphosen 3, 131-259)*, Heidelberg 2016.

Studies« immer schärfer als kolonialistisch verbrämte, von Ignoranz gegenüber Minderheiten geprägte Machtinstrumente kritisiert, die es zu ersetzen gelte. Die Kritik an dieser Kritik, die auch die Verteidigung kanonisierter Texte beinhalten kann, birgt reichlich provokatives Potential; eine so sensible wie herausfordernde Aufgabe für Literaturwissenschaften, die weder an guten Argumenten noch an ästhetischen Urteilen sparen wollen.⁸ Die Literaturtheorie, deren Ende zuletzt häufig besungen wurde (ganz so, als gäbe es die »eine«), bildet dabei das Epizentrum. Auch der – wie indirekt auch immer gefasste – Bezug der Texte und ihrer Erschließung zur Gegenwart ist für das Interesse von nicht zu unterschätzender Bedeutung.⁹

Bezüglich der Voraussetzungen, Modi und Techniken des Lesens und Deutens scheint sich der überkommene Konflikt zwischen Gefühl resp. körperlich-sinnlich gefasster ästhetischer Erfahrung und Verstand neuerdings wieder zu verschärfen. Die Sinne gelten gegenüber der *ratio* traditionell als minderwertig, da täuschungsanfällig; dabei sind gerade sie es, die in den letzten Jahren, nicht zuletzt über die visuelle Kraft neuer Medien, in besonderer Weise angesprochen und dadurch meynungsentscheidend geworden sind. Die Ästhetik, für die sich zuletzt vor allem Hans Ulrich Gumbrecht stark gemacht hat, bleibt als Kategorie literaturwissenschaftlichen Arbeitens in der Kritik.¹⁰ Ist eine Beteiligung an den Ethikräten dieser Welt nicht ein erstrebenswerteres Ziel für Literaturwissenschaftler? Zumal man mit Friedrich Schiller fragen könnte: »Ist es nicht wenigstens außer der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein so viel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen?«¹¹ Tatsächlich ist die Debatte über die Bedingungen und Möglichkeiten für auf Erkenntnis gerichtete, ästhetische Lektüre-

8 Vgl. dazu Christoph Möllers, »Disziplinbegrenzung zwischen Historismus und Relevanzbedürfnis« DVJS 4, 2015, S. 485-493, S. 488 f.: »Es geht also nicht darum, dass die Literaturwissenschaften wertfrei sein sollten, das wird niemand ernsthaft behaupten, sondern darum, dass ihre Werthaftigkeit der Reflexion nicht entgegenstehen und nicht einfach anderen Disziplinen oder gefühlten Konsensformationen überlassen werden darf, soweit sie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben.«

9 Insofern literaturwissenschaftliche Arbeit mit Jean-François Lyotard immer auch eine »symptomatologie du présent« inkludiert. Ein aktuelles Beispiel für dieses Referenzverhältnis bietet Hans Ulrich Gumbrechts neue Diderot-Studie (Prosa der Welt. Denis Diderot und die Peripherie der Aufklärung, Berlin 2020).

10 Vgl. zuletzt Hans Ulrich Gumbrecht (NZZ vom 29. 10. 2019 und F.A.Z. vom 22. 4. 2020) bzw. Andreas Kablitz (F.A.Z. vom 4. 11. 2019).

11 Friedrich Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, zitiert nach der Ausgabe von Stefan Matuschek, Frankfurt a. M. 2018 (2. Aufl.), S. 11.

erfahrungen längst nicht an ihr Ende gekommen. Eine stabile theoretische Basis bietet nach wie vor Roland Barthes' Konzept der »écriture«, in welcher, unter Verzicht auf Metasprache und Metadiskurse, Ästhetik als eine »offene und prinzipiell uneindeutige Erfahrungsform« gefasst ist, die dem »Anderweitigen« unseres Lebens und Denkens (die notwendigen) Räume schafft.¹² Es ist ein so hartes wie reizvolles, von der Last vieler Widersprüche beschwertes Stück Arbeit, die Mechanismen für »kontrollierte Aporien des Verstehens« (Hamacher) aufzuspüren, auszuhalten und für andere erträglich zu machen.

Diese Aufgabe wird zugleich erschwert und erleichtert durch die digitalen Medien. Nicht nur deshalb wird auch in den Literaturwissenschaften die Rolle der Digitalisierung für die eigene Zukunftsträchtigkeit verbissen diskutiert. Nach anfänglicher Ratlosigkeit oder Überforderung betonen gerade die Literaturwissenschaften ihre besondere Aufgeschlossenheit gegenüber virtuellen Textwelten, ein Vorgang, der sich unter pandemischen Bedingungen beinahe verselbständigt. Können die »Digital Humanities« das Allheilmittel für die vielen kleinen und großen Leiden der Literaturwissenschaft sein? Sicher nicht. Vielmehr sind sie eine bisweilen sehr nützliche »ancilla litterarum«, eine Dienstmagd, die den Literaturwissenschaften die beherzte Verwaltung ihrer Gegenstände, der Texte, maximal erleichtern kann, sofern es die äußeren Umstände betrifft. Immerhin gehört Kommunikation, auch digitale Kommunikation in ihren vielfältigen Formen zu den Themen und Techniken der Literaturwissenschaft – sie sollte deren Theorie und Praxis nicht kampfflos den Medien- und Kommunikationswissenschaften überlassen.

Provokation und Politik

Die Kommunikationsfähigkeit der Literaturwissenschaften gilt zur Zeit als entscheidend für ihre gesellschaftliche Stellung. Damit scheint häufig eine Erwartungshaltung verbunden, die in Richtung moralisch-ethischer gesellschaftlicher Verantwortung weist. Und hier wird die Sache heikel. Die Überzeugung von der Freiheit der Kunst wie der Literatur hat von jeher provoziert, auch drastische Maßnahmen. Hier kann wiederum das Studium der (Literatur)Geschichte lehrreich sein, begleiten moralische Raster die Literatur und ihre Er-

12 Joachim Küpper, »Was ist Literatur?«, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 45/2001, S. 187-215, S. 198. Vgl. zur »Diffusitätskompetenz« der Literaturwissenschaften auch Dorothee Kimmich, »Nach der Krise ist vor der Krise. Vom Überleben in, mit und durch die Krise«, in: Anya Heise-von der Lippe/Russell West-Pavlov (Hg.), Literaturwissenschaften in der Krise. Zur Rolle und Relevanz literarischer Praktiken in globalen Krisenzeiten, Tübingen 2018, S. 37-39, S. 37.

forschung doch seit ihrer Genese. Dass der Freiheitsbegriff an sich prekär ist, versteht sich von selbst. Trotzdem daran festhalten? Unbedingt. Wird moralischer Druck spür- oder sogar unkontrollierbar, kann ein geordneter Rückzug nützlich sein – für den entscheidenden Moment des De-(En)gagements, der die Voraussetzung für nüchterne, sachliche, skeptische Kommentare schafft.

Derart ent-spannt, dürfen sich Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler auch bei akuten gesellschaftlichen Problemen und Gefahrenlagen gerne zu Wort zu melden, womöglich auch mit etwas riskanteren Positionen als dem bloßen Abnicken des staatlich verordneten *common sense*, den sie mit ihrer literaturgeschichtlichen Expertise mehrheitlich bloß untermauern, anstatt ihn zu erschüttern (was die im Falle des Corona-Virus beliebten Vergleiche mit den Pestschilderungen bei Thukydides, Boccaccio oder Camus durchaus erlaubt hätten). Dann könnten medienstarke Stimmen wie die des Philosophen Markus Gabriel nicht mehr fragen: »Wo sind [die Germanisten und Romanistinnen], wenn die Virologen ihre Zahlen feilbieten? Wo sind sie, wenn die Politiker ihre Massnahmen verkünden?«.¹³ Kein Wunder, dass selbst die Schillerrede im Jahre 2020 ein Virologe gehalten hat. Wenn sie sich nur mehr im Schatten der Naturwissenschaften (oder der Wirtschaftspolitik) verstecken, sind Literaturwissenschaften überflüssig.

Mutiger und allemal »systemrelevanter« wäre es, wenn die Literaturwissenschaften sich maßgeblich an der Kommunikation hochkomplexer, kultureller wie politischer Sachverhalte beteiligten und sich nicht als – weitgehend – geschlossener Zirkel hinter einem als konsensuell präsentierten Dogma verschanzen. Dabei sollten sie ihre eigenen Prämissen deutlich sichtbar machen, die immer nur im Dienste von Vielfalt und Mehrdeutigkeit, von Diversität und Differenz stehen können – im wahrsten Sinne dieser Wörter. Sie haben das Rüstzeug, einander widersprechende Auffassungen – ob sie nun als Wahrheiten oder als begründete Meinungen deklariert werden – ebenso in eine wissenschaftlich genaue Beschreibungssprache zu bannen wie diffus anmutende Größen wie Imagination, Phantasie oder Intuition. Immerhin ist Literatur als ihr Gegenstand in der Lage, »Wirklichkeitsmodelle [zu] transformieren«.¹⁴ Eine moralische Bewertung schließt das aber nicht zwangsläufig ein. Schließlich gilt, nicht zuletzt mit Niklas Luhmann: »Auch wenn die Freiheitsgrade beschränkt sind, bleiben immer noch Entscheidungen zu treffen«.¹⁵ Diese sind nicht sel-

13 M. G. im Gespräch mit René Scheu, in: *Gespräch und Gegenwart*, hg. Von Hans Ulrich Gumbrecht, Zürich 2020, S. 53.

14 Thomas Kater, »Von Fakes, ›fun facts‹ und anderen Alternativen. Literaturwissenschaft im ›postfaktischen‹ Zeitalter«, in: Heise-von der Lippe/West-Pavlov 2018, S. 79-89, S. 78.

15 *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997, S. 368.

ten auch gegen vorgefasste Mehrheits-Meinungen über angebliche Wahrheiten zu fällen, wofür eine geschulte Fähigkeit zur Provokation von großem Nutzen sein kann.

Vorbilder gibt es dafür genug: Schon Thales oder Sokrates haben mit ihren Positionen wie mit ihrem Verhalten das Establishment provoziert. Sie agierten als Außenseiter und priesen das ›Fremdeln‹ mit dem Konsens als theoretische Kunst, wollten Brände legen, nicht löschen; Befehlsverweigerung erschien ihnen als intellektueller Auftrag, wie kürzlich Donatella di Cesare in einer provokanten kleinen Studie hervorhob.¹⁶ Auch unter den sogenannten Sophisten befinden sich diverse Kritiker allzu harmloser Aushandlungsprozesse. Schließlich gehört zu diesen renitenten Subjekten der Parrhesiast, dessen historische Ausnahmestellung Michel Foucault aufgedeckt hat: Dieser »Wahrredner« setzt, um alles zu sagen, was er für richtig hält, sogar sein Leben aufs Spiel; wie der Kyniker Diogenes bricht er alle Tabus. Nun, hier geht es hauptsächlich um Philosophen. Doch Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler beherrschen die Welt der Texte, in die auch diese faszinierenden Provokateure gebannt sind. Im Vergleich zu den Philosophen liegt ihr großer Vorteil darin, dass sie ihren Denkbewegungen frei von dogmatischen Zwängen oder systematischen Kurzschlüssen nachgehen können. Als Schule(n) der »Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende«,¹⁷ so unzusammenhängend oder widersprüchlich, ja »inkorrekt« dieses sei, sollten sie sich den Raum und die Zeit nehmen dürfen, das Besondere am Allgemeinen hervorzukehren und es öffentlich wirken zu lassen – und damit einen ganz wesentlichen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten.

16 Donatella di Cesare, *Von der politischen Berufung der Philosophie*, Berlin 2020; s. die Rezension von Dieter Thomä (F.A.Z. vom 5. 8. 2020).

17 Formulierung von Karl Philipp Moritz, Vorschlag zu einem Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde, in: Uwe Nettelbeck (Hg.), *Karl Philipp Moritz, Lesebuch*. Nördlingen 1986, S. 151-169, S. 159.